

schrift sind die Tonzeichen irreführend und vielfach auch falsch gesetzt (z.B. S. 51, 71ff.), und auch die lateinischen Umschriftangaben zu den sinokoreanischen Beispielen (S. 72) lassen zu wünschen übrig. Hier wäre die Verwendung der Transkription nach McCune-Reischauer gemäß internationalem Standard angebracht gewesen. Zudem sind stellenweise im Text erstmals vorkommende "schriftlinguistische" Fachbegriffe wie z.B. "Phonoideogramm" und "Determinativa" (S. 59) nicht erklärt oder durch instruktive Beispiele eingeführt, wie auch anderen Stellen unangemessen sparsam mit Beispielen gearbeitet wird. So wird z.B. im Falle des Themas der Nachschlagetechnik von Zeichen (S. 74ff.) erst ab S. 79, also ohnehin recht verspätet, mit gerade einem einzigen Beispiel gearbeitet. Im Layout fehlt für manche Zeilen der rechte Randausgleich (sog. "Flattersatz"), was eher unschön und uneinheitlich für das Auge wirkt.

Trotz der oben erwähnten Mängel und Desiderata ist das Werk brauchbar, ist es doch umfassend angelegt und vermittelt es in seiner Vielschichtigkeit eigentlich alles, was ein Lernanfänger zur japanischen Schrift heute wissen muß. Sein Problem besteht aber in der stofflichen Überfrachtung mit den zahlreichen chinesischen und sinokoreanischen und zudem manchmal nicht ganz klar eingeführten Beispielen, die den Anfänger sicher überfordern. Eine stärkere Beschränkung auf Grundsätzlicheres wäre hier angebracht gewesen. Für Lernende außerhalb der Hochschulen, z.B. in Volkshochschulkursen, ist es daher weniger geeignet; für Erstsemester der Japanologie im universitären Bereich kann es aber mit den oben gemachten Einschränkungen durchaus empfohlen werden.

Wolfgang G. A. Schmidt

Ole Döring: Technischer Fortschritt und kulturelle Werte in China. Humangenetik und Ethik in Taiwan, Hongkong und der Volksrepublik China

Hamburg 1997 (Mitteilungen des Instituts für Asienkunde; 280), XII+137 S., mit einem Vorwort von Hans-Martin Sass

Die Gentechnologie ist eine Wachstumsbranche ersten Ranges. Ihre offenkundigen Chancen und Gefahren sind zum Gegenstand einer ethischen Debatte geworden, die mit der rasanten und zunehmend bedenkenlosen technischen und wissenschaftlichen Entwicklung kaum Schritt hält. Am dramatischsten stellt sich das Problem für die Humangenetik, die direkter als alle anderen Naturwissenschaften und Technologien mit der Frage konfrontiert ist, wie der Mensch mit sich selber umzugehen hat. Die Situation in China ist dabei von der in den traditionellen Industriestaaten im Prinzip nicht verschieden. Zwar ist die Zahl international anerkannter Humangenetiker in China bislang noch gering, doch dürfte sich dies rasch ändern. Und im Gefolge der Entwicklung wächst auch der Bedarf an Ethik. Wie wird sich China dieser Herausforderung stellen?

Ole Dörings Pilot-Studie,¹ zu der der Bochumer Medizinethiker Hans-Martin Sass ein Vorwort beigesteuert hat, gibt einen Überblick über den Forschungsstand, wirft vor allem aber ein erstes Licht auf die Einstellungen, mit denen chinesische Humangenetiker in Hongkong (vor dem Anschluß), Taiwan und der VR China ihr Metier betreiben. Das Ergebnis ist, nicht nur geographisch, uneinheitlich, doch läßt sich gleichwohl auch eine Häufung von Präferenzen feststellen. Am aufschlußreichsten ist das Material aus der Volksrepublik, auf das ich mich hier vor allem beziehen möchte.

Dörings Analyse basiert zum einen auf der Auswertung einer anonymen Fragebogen-Aktion, die Dorothy C. Wertz 1994 in einer Reihe von Ländern, darunter China, durchführte. Thema war das Verhältnis der Anbieter "humangenetischer Dienstleistungen" (vornehmlich Ärzte) zu ihren Klienten bzw. Patienten. Die Antworten der chinesischen Fachleute zeigen, daß in China der Patientenschutz, etwa hinsichtlich informationeller Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit, in einer starken Konkurrenz mit sozialen Erwägungen im Interesse des Gemeinwohls, der Familien oder sonstiger Betroffener steht. Zu Recht warnt der Autor aber vor dem schnellen Schluß, daß hier die üblicherweise bemühten kulturellen Dispositionen am Werk sind. Denn angesichts des materiellen Entwicklungsstandes Chinas können ebenso gut "ökonomische, infrastrukturelle und im Bildungssystem verankerte" Gründe den Ausschlag geben (S. 60). Um mehr Klarheit zu verschaffen, sind noch andere als nur statistische Forschungsanstrengungen gefordert. Der Autor suchte zu diesem Zweck das direkte Gespräch vor Ort. Ansprechpartner waren vor allem auf dem Gebiet der Humangenetik forschende Professoren.

Ein immer wiederkehrendes Thema der Interviews ist das große Interesse an Ethik, wobei stets der niedrige Informationsstand in China selbst und der Mangel an Austauschmöglichkeiten innerhalb und außerhalb des Landes beklagt werden. Auf der Suche nach Orientierung richtet sich der Blick keineswegs nur nach Westen. Denn die Hilflosigkeit der westlichen Ethik in vielen der einschlägigen Fragen ist in China nicht unbeobachtet geblieben. Es findet sich sogar die Befürchtung, daß China sich bei zu weitgehender Anlehnung die Inhumanität einhandelt (S. 66). Auffallend ist die starke potentielle Rolle, die von vielen der Befragten der traditionellen chinesischen und insbesondere der konfuzianischen Ethik zugemessen wird. Hier bleibt allerdings manches unklar oder wirkt unausgegoren, wenn etwa Qiu Renzong, der Vertreter Chinas in der Bioethik-Kommission der UNESCO, sich unter Berufung auf die traditionelle Kultur gegen eine Autonomie des Patienten wendet (S. 70 f.), zugleich aber das Prinzip der "informierten Einwilligung" befürwortet. Wie Döring feststellt, sind "derartige argumentative Unschärfen nicht unüblich" (S. 71), wobei nicht zu vergessen ist, daß die Befragten Naturwissenschaftler und keine philosophisch geschulten Ethiker sind. In jedem Fall ergeben sich hochinteressante Ansätze für eine medizinethische interkulturelle Debatte. So wird etwa von chinesischer Seite (leider ohne nähere Argumente) angedeutet, daß das Kriterium des Hirntodes, die Existenzgrundlage der modernen Transplantationsindustrie, mit dem Konfuzianismus konfligiere. Ein Schutzgebot für Embryonen wiederum stößt auf Unver-

¹ Vgl. auch seine Beiträge in *China aktuell* 10/97 und *Gen-ethischer Informationsdienst* 10/97.

ständnis, da es nur im Rahmen "nicht rationaler" christlicher Glaubensüberzeugungen erhoben werden könne (S. 52). Embryonenschutz, so ließe sich hieraus lernen, muß also anders als kulturell begründbar sein - etwa, wie der Autor an anderer Stelle ausführt, mit Argumenten aus der Pränatal-Psychologie -, will man zu einem internationalen Standard kommen. Ohne einen solchen Standard wird sich der lukrative Export "ethischer Problemfälle der Genetik" (S. 102) in den Standort mit den jeweils niedrigsten Kriterien nicht verhindern lassen.

Ausführlich diskutiert Döring die ethischen Probleme des 1995 in Kraft getretenen "Gesetzes zum Schutz von Mutter und Kind", das im Westen unter dem von China selbst gelieferten Stichwort "Eugenik" große Aufmerksamkeit erregte und heftige Kritik auf den Plan rief - wobei allerdings der Westen, auch ohne den spezifisch deutschen Anteil, hier seine eigene, bis in die jüngste Vergangenheit hineinreichende und erst kürzlich wieder bekannt gewordene *chronique scandaleuse* aufzuweisen hat. Das auch in China nicht unumstrittene und Unbehagen bereitende Gesetz, eine direkte Folge der Ein-Kind-Politik, sieht vor, die Weitervererbung schwerwiegender genetischer Defekte durch Gesundheitstests, Heiratsverbote, Sterilisation oder Abtreibung zu verhindern. Wenngleich es die "freie Entscheidung" der Betroffenen bzw. eines eventuellen Vormunds fordert, läßt es offenbar nicht nur großen Spielraum für Mißbrauch in der Praxis. Es hat im ganzen den Verdacht auf sich gezogen, im Dienste eines neuen Autoritarismus unter der Regie "biologischer Imperative" (F. Dikötter) zu stehen. Nicht ausgeschlossen ist, daß sich chauvinistische Vorstellungen von Rasseveredelung an das Gesetz knüpfen, doch neigen die von Döring befragten Genetiker dazu, die individuelle, auf die "Gesundheit von Einzelpersonen" bezogene Stoßrichtung des Gesetzes zu betonen. Wie dies von völkischen Konzepten streng abzuheben ist, bleibt allerdings im Dunkeln, und ein fader Beigeschmack ergibt sich schon angesichts des oben genannten Maßnahmenkatalogs. Wieder entsteht Klärungs- und Diskussionsbedarf, wobei Döring auf chinesischer Seite, sieht man von Hardlinern mit kruden kollektivistischen Präferenzen ab, große Bereitschaft zu einem ethischen Dialog feststellt. Hindernisse seitens kultureller Prägungen sieht er hierfür nicht; als Problem erscheint ihm eher der allgemein niedrige Entwicklungsstand Chinas. Es sind, so Döring, vor allem "mangelnde Bildung und Sachkenntnis", die "naive technologische Machbarkeitsvorstellungen" mit der entsprechenden Sicht des menschlichen Erbguts als "Rohstoff" hervorbringen (S. 98), wenngleich sich auch immer wieder kritische Haltungen finden. Eine fundierte ethische Debatte aber würde nicht nur für die Humangenetik selber Folgen haben. Von ihren in China immer wieder eingestandenen Problemen könnten, so der Autor, "umfassende Anregungen" zu einer gesellschaftlichen Diskussion von Grundfragen der Ethik ausgehen (S. 90), mit möglichen Auswirkungen auf andere sensible Themen wie jenes der Menschenrechte.

Fatal hingegen wäre die Kultivierung von Stereotypen, wonach in China der einzelne Mensch nun einmal einen niedrigeren Stellenwert habe als im Westen. Sie - und nicht das sogenannte "chinesische Denken" selber - führen zu nichts anderem als dem Aufweichen der eigenen Standards und der Bestärkung des ethischen Nihilismus, den gerade die in der westlichen Naturwissenschaft verbreitete "can implies ought"-Mentalität hervorbringt. Zu Recht polemisiert Döring gegen die "Gemeinde

der Kulturrelativisten", die dem nötigen "partnerschaftlich-kritischen Dialog" die Grundlage entziehen (S. 102). Zwar läßt China, so der Autor, "gelegentlich an ein frühindustrielles Europa abzüglich des Faktors Christentum denken" (S. 101). Doch folgt hieraus noch keine Differenz ums Ganze, da nicht nur der internationale ethische Diskurs, sondern auch die ungenutzten eigenen kulturellen Ressourcen, die eine "materielle Reduktion des Menschen" auf die Verfügungsmasse der Wissenschaft verbieten (S. 98), als Korrektiv bereitstehen.

Das wichtigste Resultat der ersten Bestandsaufnahme, die Döring in seiner sachlich, medizinisch und philosophisch fundierten und hermeneutisch einfühlsamen, vorschnelle Schlüsse meidenden Arbeit vorgenommen hat: Der gerade begonnene Dialog, zu dem das Projekt selbst ein Auftakt gewesen ist und dem zwei vom Autor als Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Asienkunde organisierte Symposien in Hamburg und China voranhelfen sollen (Thema: "Aspects of Ethics in Medical Sciences in China: Initiating an Ethical Debate"), muß intensiv weitergeführt werden. Ein solcher Dialog hat gute Chancen, da die Ethik der Humangenetik in China noch in der Entwicklung begriffen und, so Döring, bislang von politischer Seite relativ unbevormundet ist. Von einer ethischen Brache hingegen profitierte in China wie im Westen nur die Skrupellosigkeit.

Heiner Roetz

S.C.M. Paine: Imperial Rivals. China, Russia, and Their Disputed Frontier

Armonk, New York, London: M.E. Sharpe, 1996, 417 S.

Nach längeren Archivaufenthalten in Beijing, Taipei und Tokyo legt die Verfasserin Sally Paine, derzeit als Research Fellow an der International Christian University (ICU) in Tokyo tätig, die mit Abstand detaillierteste Studie über den Grenzstreit zwischen dem russischen Zarenreich und dem Qing-Kaiserreich vor. Eingang in die überarbeitete Dissertation (University of Columbia/New York 1993) haben gefunden: Dokumente aus dem Ming-Qing Archiv/Beijing, aus der *Academia Sinica* und dem Palastmuseum (beide Taipei), aus den Archiven des russischen sowie japanischen Außenministeriums (letzteres allerdings in kaum relevantem Umfang) und aus dem Bachmeteff Archiv in New York.

Der zeitliche Rahmen beginnt mit den ungleichen Verträgen der fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts und endet mit den russisch-chinesisch-mongolischen Verhandlungen von K'achta 1915. Es schließt ein äußerst kurzer Ausblick auf die Zeit nach der Oktoberrevolution und die Phase des russischen Bürgerkrieges an. Beleuchtet werden die drei Regionen, in denen traditionell russische und chinesische Einflüsse aufeinanderstießen: die Mandchurei, die Mongolei und Xinjiang (Turkestan). Die Verfasserin unterscheidet vier Phasen des russisch-chinesischen Grenzstreites, bei dem es letztlich weniger um genaue Grenzmarkierung als vielmehr um das "Abstecken" von machtpolitischen Einflußsphären ging. Die gewählte Periodisierung hat ihre Berechtigung und ist überzeugend: "From Manchuria to Sinkiang, 1854-1864: The Demise of Traditional Chinese Diplomacy" (Part I); "Ili,